

Die Kubaner wollen raus, die Touristen rein

Die Revolution vom sozialistischen Herz zum kapitalistischen Verstand ist in vollem Gange.

La Habana, die lateinamerikanische Prachtstadt des 19. Jahrhunderts, bietet ein Bild monumentaler Trostlosigkeit. Ganze Viertel sind einsturzgefährdet, der Verfall der Stadt unaufhaltsam fortgeschritten. Die Zwei-Millionen-Metropole ist ein augenfälliges Symbol dafür, dass das Land in Trümmern liegt, derweil das Regime alles tut, Touristen auf die Insel zu locken und ihnen die Überreste der Belle Epoque vor Augen zu führen.

Im Badeferienort Varadero und anderen Touristen-Enklaven ist von der Not der Kubaner wenig zu spüren. Denn mit Dollars ist man König in Kuba. Seit die Wirtschaftshilfe und Treibstofflieferungen der UdSSR ausblieben, ist der Schwarzmarkt (wo 85 Prozent aller Waren umgesetzt werden) zur Hauptschlagader Kubas geworden. Fast alles muss teuer eingeführt werden, selbst das Grundnahrungsmittel Reis, da die Exporteinnahmen ständig zurückgingen.

Zurzeit kann sich das hochverschuldete Kuba nur noch sechs Millionen Tonnen Rohöl im Jahr leisten; das sind 70 Prozent weniger als Ende der 80er Jahre. Der Strom wird täglich überall stundenweise abgeschaltet, das Transportsystem ist praktisch zusammengebrochen, die Versorgungslage prekär, gross die Not und begrifflich der Exodus.

Dollar-Diktat – ein Teufelskreislauf

Schlimmer noch als die Versorgungskrise sind der Werteverfall und die Dollar-Apartheid. Die US-Währung treibt die Preise in die Höhe, stempelt den Peso zum wertlosen Papierfetzten und diktiert die Klassenzugehörigkeit der Kubaner.

Die «klassenlose» Gesellschaft ist in zwei Lager aufgespalten: in die mit den grünen Scheinen, «fulanos» genannt, und in die ohne Dollars, die «esperances» – die sich von der Hoffnung Ernährenden.



Hier scheint Kubas Welt noch in Ordnung: Musikanten am Strand von Varadero.

Foto: GM

Zwar gibt es auf dem Schwarzmarkt alles Lebensnotwendige (in den staatlichen Läden nichts), doch sind die Waren unerschwinglich teuer und nur wenige Kubaner im Besitz harter Währung.

Die Jagd nach dem «fula» (schlechtes Geld) hat groteske Formen angenommen: Die staatliche Tourismusbehörde Cubanacan rafft auf dem Schwarzmarkt die wenigen inländischen Lebensmittel für die Touristen zusammen, damit diese auch in Zukunft Devisen ins Land bringen (und wenig von der Not miterleben).

Ein dicker Fisch auch dies: Die Kubaner haben zwar den Fischreichtum vor Augen, die Fangrechte sind aber Cubanacan vorbehalten, welche die Meeresdelikatessen teuer an die Hoteliers verkauft. Und noch ein Paradebeispiel touristischer Wertschöpfung, bei der die einheimischen Tourismusangestellten den kürzeren ziehen: Die Reiseleiter-Agentur Acorec verlangt für jeden ihrer Angestellten monatlich 624 Dollar Lohn von den aus-

ländischen Kuba-Anbietern. Der Reiseleiter Luis Suarez Horta lächelt denn auch zynisch über die 325 Pesos (vier Dollar), die er davon ausbezahlt erhält. Doch, als Uni-Professor verdiente er nur 210 Pesos. Jetzt erhält er weit mehr Trinkgeld in Dollar als Lohn in Pesos.

«Es lebe die Revolution»

«Ihr habt alles, wir (fast) nichts», lautet denn auch oft die an Touristen gerichtete, verbitterte Bemerkung. Ein Strassenverkäufer schenkt mir einen 20-Peso-Schein und ruft: «Unser Geld ist wertlos!»

«Mit der libreta, dem Rationierungsbuch, das die Grundnahrungsversorgung sichern soll, lässt sich selbst der minimalste Ernährungsbedarf nicht mehr decken, und die Schwarzmarktpreise haben sich in wenigen Monaten verzwanzigfacht», resümiert auch Ernesto Solana, der mit 80 Peso Rente auszukommen hat. Und doch hat er, trotz des

schon seit drei Jahren dauernden Notstands in Friedenszeiten, seinen Humor behalten.

Mit bissiger Anspielung auf die ewigen Parolen: «Es lebe die Revolution, kämpfen und durchhalten, compañeros», fasst er die missliche Lage mit einem Witz zusammen: Ein Mann kommt hungrig nach Hause, doch es hat nichts mehr zu Essen. Er geht zum Meer, kehrt kurze Zeit später strahlend mit einem selbstgefangenen Fisch zurück und ruft seiner Frau zu: «Brate ihn!» «Wir haben kein Öl», lautet ihre Antwort, «auch kein Wasser und keine Zitrone und letztlich auch kein Gas zum Kochen.» Resigniert schmeisst er den Fisch ins Meer zurück. Dieser taucht wieder auf und ruft glücklich: «Es lebe die Revolution!»

Prostitution und Apartheid-Tourismus

Der Apartheid-Tourismus mit Dollar-Hotels, -Restaurants und -Läden schürt den Neid im Volk, welches – vom spru-

delnden Reichtum weitgehend ausgegrenzt, weiterhin von der Hoffnung und den allgegenwärtigen Revolutionsvokabeln «luchan y resistan» (kämpfen und durchhalten) zehren muss.

Kurzfristig wird der Tourismus die Apartheid im Lande vergrössern. Auf der anderen Seite ist der Tourismus für viele Kubaner die einzige Möglichkeit, um überleben zu können – ausser der Prostitution. Den eigenen Kaufkraftschwund und die üppigen Konsumgewohnheiten der Touristen vor Augen, das zieht nicht nur die Akademiker hin zu lukrativeren Touristenjobs, auch die «Damen der Nacht» möchten die Dollar-Kühe melken.

In den Hotellobbies und Touristenrestaurants, auf der Boulevardmeile des Prado, überall wimmelt es mit Anbruch der Dunkelheit von Lockvögeln, oft auch Minderjährigen. Und in Varadero leistet der Staat gar Beihilfe zum Beischlaf. Auf dem Cubanacan-Vergnügungsdampfer an der Calle Ocho paaren sich allabendlich liebeshungrige Touristen mit aufreizenden «jineteras» (Liebesdamen) zum Salsa-Tanz, während die «maricones» (Schwulen), etwas abseits der grossen Konkurrenz, gleich zur Sache kommen. Die Aussicht auf ein bescheidenes Teilhaben an Konsumgütern überwindet Schranken, Stolz und Schamgefühle.

In Deutschland sahen sich einige TOs bereits genötigt, in Merkblättern und Katalogen darauf hinzuweisen, dass Kinderprostitution auch im Ausland geahndet werden kann. Wird man der Menschenmenge gewahr, die vor dem Liebesdampfer harrt, gelangt man zur Ansicht, dass Kuba, wie schon vor der Revolution, wieder zum Bordell verkommt. Andererseits gibt es wohl kaum eine faszinierendere und schönere Karibikinsel – eben so, wie sie in den Prospekten beschrieben und bebildert ist.

Gerd Müller